

Das Wiener Kaffeehaus in Drohobyc am Hudson. Demenz als Metapher einer liminalen Existenz in Irene Disches *Der Doktor braucht ein Heim*

Withold Bonner

Abstract

In »Der Doktor braucht ein Heim« (1990) by the German-American author Irene Dische, the novella's ninetyyearold protagonist suffers from Alzheimer's disease. The Jewish firstperson narrator was born in Galicia, but now lives in New York following his flight from Nazi Austria via France. Suffering from dementia, he recalls his life, which has been informed by border crossings and homelessness as a result of the Holocaust. As I show in this article, the protagonist's absurd narration – where different phases of his life comingle and overlap – represents a metaphor for the rootlessness of a traumatized life on the run.

Title: The Viennese Coffee House in Drohobyc on the Hudson River: Dementia as a Metaphor for Liminal Existence in Irene Dische's *Doctor Needs a Home*

Keywords: Home; Alzheimer's disease; memory; trauma; metaphor

Nicht von ungefähr wurde eine Erzählung von Irene Dische zum Gegenstand dieses Beitrags gewählt, einer Autorin, die – in New York als Tochter jüdischer Eltern geboren – katholisch erzogen wurde, da ihr Großvater mütterlicherseits auf Wunsch seiner Gattin zum Katholizismus konvertiert war. Während die Muttersprache von Dische Deutsch ist, schreibt sie mit Englisch in der Sprache, in der sie ihre Schulbildung erfahren hat. Ihre Texte erscheinen in deutscher Übersetzung zunächst auf dem deutschsprachigen Büchermarkt, bevor sie mit Verzögerung auch für den anglo-amerikanischen Markt verlegt werden. Trotz – oder gerade wegen? – einer Existenz im Grenzbereich verschiedener Kulturen¹ sind Versuche einer Einordnung der Autorin immer wieder durch fragwürdige Versuche einer

1 Der Grenzbereich wird dabei im Sinne de Certeaus verstanden, der auf das Paradox der Grenze verweist: »[D]a sie durch Kontakte geschaffen werden, sind die Differenzpunkte zwischen zwei

Reduktion von Komplexität gekennzeichnet. So heißt es im KLG-Eintrag zu Dische, die sowohl in Deutschland als auch den USA lebt, »ihre Stoffe speisen sich hauptsächlich aus ihrem Leben in *einem* Land, in dem Ost und West, Juden und Christen, Vergangenheit und Gegenwart für ganz spezifische Konfliktstoffe sorgen« (Strümpe 2007: o.S.; Hervorh. W.B.). Noch problematischer wird diese Reduktion, wenn Robert Lawson die Autorin charakterisiert als »an American born author considered here, as in other studies, as a German Jewish writer« (Lawson 2007: 37). Wie nicht zuletzt derartige problematische Reduktionsversuche *ex negativo* zeigen, ist die Autorin eine Grenzgängerin *par excellence* und stellt damit eine Herausforderung für alle Einordnungsversuche in angeblich klar abgrenzbare nationale Kulturen bzw. nationale Literaturen dar.² Gleichzeitig verdeutlicht die grenzüberschreitende Biographie der Autorin, dass bei der Bestimmung dessen, was unter interkultureller Literatur zu fassen sei, bei aller gebotenen Konzentration auf die Texte selbst kontextuelle Aspekte wie Lebensumstände und Produktionsbedingungen der Autoren nicht völlig außer Acht gelassen werden sollten.³

In Disches Erzählung *Der Doktor braucht ein Heim*⁴, erstmals erschienen 1990, erinnert der an Alzheimer erkrankte und damit höchst unzuverlässige Ich-Erzähler sein grenzüberschreitendes Leben in mehreren Ländern, das der Leser anhand der bruchstückhaften und stellenweise inkongruenten Erzählung wie folgt rekonstruieren kann: Der Ich-Erzähler und Protagonist ist vor dem Ersten Weltkrieg im galizischen Drohobyc⁵ in einer jüdischen Familie aufgewachsen. Als Jugendlicher zieht er mit dieser nach Wien, wo seiner begabten Schwester Zescha eine Musikerkarriere als Pianistin ermöglicht werden soll. Doch mit 16 Jahren erkrankt diese psychisch schwer. Der Ich-Erzähler hingegen wird Chemiker und Doktor der Medizin. Nach dem »Anschluss« Österreichs und der Ermordung seines Vaters durch die Nationalsozialisten flieht der Protagonist in die USA, nachdem er zuvor Mutter und Schwester zurück nach Drohobyc geschickt hat. In den USA lässt er sich in New York nieder, wo er bald Karriere macht und den Nobel-

Körpern auch ihre Berührungspunkte. Verbindendes und Trennendes sind hier eins.« (Certeau 1988: 233)

2 Vgl. hierzu auch Kosta und Kraft, die zu Dische Folgendes feststellen: »The modalities of identity and questions of national allegiances are complicated further when a writer like Irene Dische puts these terms to the test. [...] By virtue of her biography, she takes on the role of a ›border crosser‹ *par excellence*.« (Kosta/Kraft 2003: 7)

3 Siehe hierzu Mecklenburg, demzufolge sich interkulturelle Aspekte nicht nur an den literarischen Texten selbst zeigen, sondern ebenso an deren Kontexten, »an Lebens- und Produktionsbedingungen ihrer Autoren, an ihrer Einbettung in historisch-soziale Diskurse, an ihrer Rezeption [...]« (Mecklenburg 2003: 434).

4 Hinweise auf den Primärtext erfolgen im Folgenden unter der Sigle DH.

5 Auch wenn die korrekte deutsche Schreibweise »Drohobytsh« lautet, verwende ich die Form, in der der Ortsname in der Erzählung von Dische wiedergegeben wird.

preis für Chemie erhält. Dort lernt er auch die Pathologin Gretel kennen. Beide heiraten, als diese schwanger wird. Zum Zeitpunkt der Erzählung, zu dem der Protagonist 90 Jahre alt ist, sind beide bereits seit längerem geschieden. Da der Ich-Erzähler nicht mehr allein für sich sorgen kann, bringt ihn schließlich seine erwachsene Tochter in ein Heim.

An dieser Erzählung fasziniert immer wieder, wie die dramatischen Momente wiederholter Grenzüberschreitungen wie Flucht, Exil, Verlust der Heimat und der engsten Angehörigen wie auch des Gedächtnisses in lakonischer Sprache auf engstem Raum komprimiert werden, schließlich umfasst der Text lediglich 39 Seiten bei sehr großzügigem Layout.⁶ Im Fokus dieses Beitrags wird dabei das höchst widersprüchliche und gebrochene Verhältnis zum Begriff der Heimat stehen, wie es in dieser Erzählung eines Demenzkranken zum Ausdruck kommt. Das Ziel wird darin bestehen, einen Sinn hinter dem scheinbar Sinnlosen auszumachen, das sich insbesondere darin zeigt, dass für den Protagonisten die zeitliche Distanz zwischen den verschiedenen Stationen seines Lebens verloren gegangen und daher das Nacheinander verschiedener Orte seines Lebens zu einem Neben-, Über- und Durcheinander geworden ist.

In ihrer Erzählung greift die Autorin durchaus bestimmte typische Krankheitssymptome der Alzheimer-Demenz auf.⁷ So vernachlässigt der Erkrankte sein Äußeres, er verdächtigt andere Personen, von ihm selbst verlegte Gegenstände gestohlen zu haben, altgewohnte Fertigkeiten wie das Telefonieren werden von ihm zusehends verlernt, es gelingt ihm nicht, ihm nahestehende Personen zu erkennen, die Orientierungsfähigkeit nimmt ab in demselben Maße, in dem seine Hilfsbedürftigkeit zunimmt. In zumindest einem Punkt weicht die Ich-Erzählung des Kranken zwangsläufig in nahezu paradoxer Weise vom normalen Krankheitsbild ab. Während es zum typischen Krankheitsverlauf gehört, dass bereits im mittleren Stadium viele Erkrankte keine vollständigen Sätze mehr bilden können und im fortgeschrittenen Stadium die Sprache sich nur noch auf wenige Wörter beschränkt oder ganz versiegt, so bleibt dem Protagonisten in Disches Erzählung trotz aller Verwirrung bis zum Schluss die Fähigkeit erhalten, verständliche und sogar grammatisch korrekte Sätze zu bilden. Natürlich muss das so sein, da sonst keine Erzählung möglich wäre. Doch belässt es die Autorin nicht bei dieser einen Abweichung. Es gibt überraschend viel, gerade aus Kindheit und Jugend, woran sich der Ich-Erzähler genau erinnert, obwohl bereits bei mittelschwerer Demenz

6 Der Faszination leistet es letztlich keinen Abbruch, wenn die Erzählung in Dischescher Manier Stellen aufweist, an denen die Sprachspiele mit der Autorin durchgehen, so wenn es an einer Stelle heißt: »Heute im Fernsehen ein gutes Unterhaltungspogrom« statt Unterhaltungsprogramm oder wenn der Protagonist erzählt, er habe einen kolossal noblen Preis erhalten, den jeder haben wollte (DH: 21).

7 Vgl. zum Krankheitsverlauf der Alzheimer-Demenz ausführlich Kurz u.a. (2016).

die Erinnerungen auch an lang zurückliegende Ereignisse verblassen müssten. Er weiß sehr genau, welchen Beruf er ausgeübt hat und dass er den Nobelpreis für Chemie erhalten hat. Er erinnert den Antisemitismus, dem er als Kind ausgesetzt war, und weiß, dass die Nationalsozialisten seinen Vater umgebracht haben und dass er selbst nach Westen floh. Auftretende Erinnerungslücken scheinen eher psychischen Vorgängen als der durch physische Veränderungen verursachten Demenz geschuldet.

Derart offenkundige Abweichungen vom tatsächlichen Krankheitsbild verweisen darauf, dass die Erkrankung des Protagonisten an der Alzheimer-Demenz in der Erzählung eher als Metapher für etwas anderes steht, als dass sie weitestgehend dem typischen Krankheitsverlauf nachgebildet wäre. Wenn aber die Erkrankung als Metapher verwendet wird, so fragt sich, wofür sie steht. Einen Hinweis darauf liefern gerade die Abweichungen vom typischen Krankheitsverlauf.

Wie bereits angedeutet, erinnert sich der Ich-Erzähler trotz aller Unzuverlässigkeit – wenn man ihm denn hier Glauben schenken darf – überraschend genau an verschiedene Ereignisse aus Kindheit und Jugend. So bleibt dem jüdischen Protagonisten bis in die Einzelheiten die ›Nottaufe‹ in Erinnerung, der ihn als Kind seine katholische Freundin Annula an einem Sabbatnachmittag in Drohobyc unterzogen hatte, um ihn vor der Hölle zu retten. Sie hatte ihn im Fluss gewaltsam mit dem Kopf unter Wasser getaucht, so dass er fast ertrunken wäre. Tage-lang hatte ihn darauf die Panik nicht mehr losgelassen (DH: 12f.). Gleichermäßen erinnert der Protagonist den Umzug nach Wien wie auch die Gründe dafür; er weiß auch um die psychische Erkrankung von Schwester und Mutter. Selbst der Tod des Vaters, die eigene Flucht via Frankreich in die USA und auch die Tatsache, dass er vor seiner Flucht Mutter und Schwester Zugfahrkarten für eine Reise zurück nach Drohobyc gekauft hatte, sind ihm Erinnerungswürdig: »Ich sagte: Bring Mama zurück und warte, bis ich dich von New York aus nachkommen lasse. Ich brachte sie zum Bahnhof.« (DH: 39) Was der Ich-Erzähler dagegen nicht erinnert, ist die Tatsache, dass sowohl Mutter als auch Schwester später in Drohobyc ermordet wurden: »Ich habe seit langem nichts von ihnen gehört.« (Ebd.) Und: »Langsam schwindet meine Hoffnung, daß sie noch leben könnten.« (DH: 40) Deren Tod wird ihm erst von außen durch eine Frauenstimme am Telefon, vermutlich die seiner geschiedenen Frau Gretel, ins Gedächtnis gerufen:

»Hör mal, deine Schwester gibt es nicht mehr, merk dir das, du hast dich ihr gegenüber wie ein Schwein verhalten, du hast sie zurück nach Drohobyc geschickt, erinnerst du dich – als die Nazis kamen. Du hast nur an dich gedacht. Ein egozentrischer Künstler. Die Nazis haben deine Schwester erschossen und deine Mutter auch, und sie haben beide in einen Graben geworfen.« (DH: 42f.; Anführungszeichen im Original)

Aber wo liegt die Ursache für dieses ›Vergessen‹? Liegt sie im krankheitsbedingten Verblässen von Erinnerungen? Wohl kaum, da andere Ereignisse aus dieser Zeit sehr wohl erinnert werden. Handelt es sich dann um die Verdrängung eigener Schuld, wie es ihm die Frauenstimme am Telefon vorhält? Aber auch diese vom unzuverlässigen Ich-Erzähler erinnerte Stimme erscheint nur bedingt zuverlässig, reagiert doch die Frauenstimme lediglich darauf, dass ihr der Ich-Erzähler gerade Folgendes aggressiv an den Kopf geworfen hatte: »Zescha haßt dich, dich und deine christlichen Innereien und dein dickes Christenfell.« (DH: 42)

Auffällig ist, dass die Schwester, deren Tod nicht erinnert wird, demgegenüber in der Imagination des Kranken ständig gegenwärtig ist: »Allein mit Zeschas flüsternder Stimme im Ohr und gleich daneben, mit ihrem Herzschlag, der neben meinem pocht [...].« (DH: 36) Als *alter ego* kommentiert und bewertet diese fortwährend die wechselnden Frauen in seinem Leben. »Überall, wo ich bin, ist auch sie. Ein Geist ist kein Gegenstand, er ist ein Zustand.« (DH: 7) Mit diesen beiden lakonischen Sätzen beginnt die Erzählung. Wenn etwas ein Zustand ist, so ist die Zeit stehen geblieben. Das Herausfallen aus der Zeit und damit die offenkundige Macht der Vergangenheit über die Gegenwart zeigt sich auch in der Orientierungslosigkeit des Protagonisten. Denn diese resultiert daher, dass die zeitliche Distanz zwischen den verschiedenen Stationen seines Lebens verloren gegangen und daher das Nacheinander verschiedener Orte seines Lebens zu einem Neben-, Über- und Durcheinander geworden ist. Als Beispiel sei hier auf den Weg zu seinem ehemaligen Labor verwiesen, wie ihn der Kranke beschreibt und wobei er nicht nur Labor und ehemaliges Wohnhaus miteinander verwechselt:

Sie nehmen die breite Straße, die von dem Platz in Drohobyc abgeht, neben der koscheren Metzgerei an der Ecke. Die Straße führt am Fluss entlang zu einer großen Brücke. Die überqueren Sie und gehen dann immer weiter, bis Sie zum Kentucky-Fried-Chicken kommen. Dann die nächste links und noch einmal rechts. Sehen Sie die Rosen? Sehen Sie die Dackelstatue? Dieses Haus ist dackelfreundlich. (DH: 28)

Wenn derart die Zeit stehen geblieben zu sein scheint, so handelt es sich weit weniger um eine durch physische Veränderungen im Gehirn verursachte Demenzerkrankung als um die offenkundig anhaltenden Nachwirkungen einer schmerzhaften Extremerfahrung, die das Individuum nicht zu verarbeiten mag und die daher Macht über es gewinnt und behält. Dies zeigt sich auch darin, dass sich der Protagonist nach wie vor verfolgt sieht und ihm sein Leben nach der Flucht unwirklich vorkommt: »Nach all den Jahren versuchen mich die Banditen immer noch einzuholen. Oder bin ich da einer Täuschung erlegen? Das Schiff nach Amerika, Gretel, der Preis, lauter Täuschungen?« (DH: 44) Geschickt verbindet die Autorin dabei Symptome einer Traumatisierung mit denen der Alzheimer-Demenz.

Denn wahnhaftige Befürchtungen sind typische Symptome des mittleren Stadiums der Alzheimer Krankheit.

Eine derartige traumatische Erfahrung, die die Macht bezeugt, die die Vergangenheit über die Gegenwart hat, steht, so Aleida Assmann, in schroffem Gegensatz zu konstruktivistischen Gedächtniskonzeptionen von der Verfügungsmacht, die der Gegenwart im Verhältnis zur Vergangenheit zukomme (vgl. Assmann 2002: 36f.). Im Negativgedächtnis mit Namen *Zescha* sind all diejenigen Erfahrungen eingeschlossen und damit aus den Erinnerungen des Protagonisten ausgeschlossen, die dieser nicht zu konfrontieren und daher auch nicht symbolisch zu kodieren vermag (vgl. ebd.: 38). Damit gleicht aber die Sprache des Ich-Erzählers streckenweise eher der eines Traumatisierten als der eines Demenzkranken. Erstere ist, so Juliet Mitchell, eine verbale Version der visuellen Traumsprache; Worte sind Metaphern, Gleichnisse und symbolische Gleichungen; eher bringen sie Gefühle denn Bedeutungen zum Ausdruck (Mitchell 1998: 132). Ist ein Trauma eine Begegnung mit dem Tod oder eher die anhaltende Erfahrung, ihn überlebt zu haben, fragt demgegenüber Cathy Caruth, die selbst zu folgendem Ergebnis gelangt: »At the core of these stories, I would suggest, is thus a kind of double telling, the oscillation between a *crisis of death* and the correlative *crisis of life*: between the story of the unbearable nature of an event and the story of the unbearable nature of its survival.« (Caruth 1996: 7; Hervorh. im Original)

Es ist nicht nur die Sprache des Demenzkranken in der Erzählung von Irene Dische, die die Spuren einer tiefgehenden Traumatisierung aufweist. Entsprechende Spuren finden sich auch in den Vorstellungen von Heimat, wie sie von dem Protagonisten vorgetragen werden. Zum Schluss des Textes wird dessen Ich-Erzähler von seiner Tochter in ein Heim gebracht, was dieser mit folgenden Worten kommentiert:

Ich habe ein Alter erreicht, in dem mir das Wort Heim alles bedeutet. Wie jeder normale Mensch, der beim Militär oder im Gefängnis die gute Nachricht erfährt, kann auch ich sagen: Endlich, endlich kehre ich heim, in diesem Falle in die Villa an der Donau, wo ich hingehöre. Und wie ein normaler Mensch – in dieser Hinsicht ist das Leben an mir vorübergegangen – bin ich außer mir vor Freude. (DH: 45)

Wenn der Ich-Erzähler das Wort ›Heim‹ im Zusammenhang mit ›heimkehren‹ verwendet, so versteht der Leser im Gegensatz zum Protagonisten umgehend, dass es sich um eine Pflegestätte für Demenzkranke handelt. Demgegenüber nimmt in der Vorstellung des Ich-Erzählers das Wort ›Heim‹ die Bedeutung von ›Heimat‹ an. Endlich kehrt er zurück in seine Heimat, wobei das Zurückgekommen seiner Existenz endlich wieder zurechtgerückt wird. Aber was ist hier eigentlich ›Heimat‹? Keineswegs kann sich der Leser sicher sein, dass die Villa an der Donau, in die der Ich-Erzähler *heim*zukehren hofft, sich tatsächlich in Wien befindet. Denn

wie er an anderer Stelle äußert, wähnt er, bereits zur Zeit der Erzählung in Wien zu wohnen (vgl. DH: 14f.). Gleichzeitig wähnt er sich in Drohobyc, wobei sein Haus von dem Annulas durch den Hudson getrennt wird (vgl. DH: 12). In der Villa am anderen Ufer der Donau wohnt wiederum angeblich seine Ex-Frau Gretel (vgl. DH: 26), die aber – wie der Leser weiß – tatsächlich in New York wohnt, wobei der Protagonist den Weg zu deren Haus – wie bereits oben erwähnt – wie folgt erläutert:

Sie nehmen die breite Straße, die von dem Platz in Drohobyc abgeht, neben der koscheren Metzgerei an der Ecke. Die Straße führt am Fluss entlang zu einer großen Brücke. Die überqueren Sie und gehen dann immer weiter, bis Sie zum Kentucky-Fried-Chicken kommen. Dann die nächste links und noch einmal rechts. Sehen Sie die Rosen? (DH: 28)

Offensichtlich macht die Aussage, die der Ich-Erzähler hier trifft, keinen Sinn; sie erscheint absurd. Um einen Sinn im Sinnlosen auffinden zu können, sollen im Folgenden die Äußerungen des traumatisierten Demenzkranken zur Frage von Heimat bzw. Heimatverlust vermittelt über die autobiographischen Texte von zwei Autoren gelesen werden, die selbst durch den Holocaust aus dem Land ihrer Kindheit und Jugend vertrieben worden waren. Es handelt sich hierbei um *Wieviele Heimat braucht der Mensch?* von Jean Améry (1977a) und *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie* von Vilém Flusser (1992). Zwar scheinen sich beide grundlegend in ihren Aussagen zu unterscheiden, denn Améry geht davon aus, der Mensch brauche umso mehr Heimat, je weniger er davon mit sich tragen könne (Améry 1977a: 77f.), während für Flusser Heimat einen historisch zusehends überlebten Begriff aus der bereits vergangenen Zeit der Sesshaftigkeit darstellt. Dennoch gelangen beide zu durchaus vergleichbaren Erkenntnissen.⁸

Absurd ist die Vorstellung einer Heimkehr des vor dem Holocaust Geflohenen für Améry daher, dass es für den Exilierten keine Rückkehr gibt (ebd.: 75). Die Unmöglichkeit einer Rückkehr ergibt sich nicht nur daraus, dass niemals der »Wiedereintritt in einen Raum auch ein Wiedergewinn der verlorenen Zeit ist« (ebd.). Wie Améry fortfährt, unterscheidet sich das Schicksal der vor dem Holocaust Geflohenen signifikant z.B. von dem der aus den vormaligen deutschen Ostgebieten Vertriebenen. Zwar hätten beide Gruppen ihren Besitz, Haus und Hof, Geschäft, Vermögen oder auch einen bescheidenen Arbeitsplatz verloren, aber: »Wir verlo-

8 Infolge des zur Verfügung stehenden Raumes kann es hier nicht darum gehen, zu verallgemeinernden Aussagen zum Begriff der »Heimat« zu gelangen. Da es sich dabei um keinen wissenschaftlichen Begriff handelt und Konzeptionen von Heimat dem historischen Wandel unterliegen, sind derartige allgemeingültige Festlegungen ohnehin nicht zu haben. Stattdessen sei angesichts der aktuellen Flut von Veröffentlichungen zum Thema Heimat insbesondere auf die Arbeiten von Gebhard, Geisler & Schröter (2007), Blickle (2004), Eigler/Kugele (2012) sowie Eigler (2014) verwiesen.

ren das alles auch, dazu aber noch die Menschen: den Kameraden von der Schulbank, den Nachbarn, den Lehrer. Die waren Denunzianten oder Schläger geworden, bestenfalls verlegene Abwarter.« (Ebd.: 76)⁹

In der Tat, wohin hätte der Protagonist zurückkehren sollen – nach Drohobyc, wo er schon als kleines Kind von seiner Freundin Annula mit fatalen Folgen unter Wasser gedrückt worden war und wo Mutter und Schwester von den Nationalsozialisten ermordet worden waren? Oder nach Wien, wo sein Vater umgebracht worden war? Wie Améry fortfährt, war für ihn wie auch für die anderen vor dem Holocaust Geflohenen ein Lebensmissverständnis, was mit dem Heimatland zusammenhing: »Wovon wir glaubten, es sei die erste Liebe gewesen, das war, wie sie drüben sagten, Rassenschande.« (Ebd.: 86) Heimat verwandelt sich für den aus ihr Vertriebenen von einem Tag auf den anderen in Anti-Heimat (vgl. Blickle 2004: 142-150), die mit dem Begriff ›Heimat‹ scheinbar verbundene identitätsstiftende Wirkung erweist sich als Täuschung (vgl. Müller 1997: 214).

Das Ressentiment der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus gegenüber der öffentlichen Szene im Westdeutschland der 1950er und 1960er Jahre empfindet Améry gleichfalls als absurd. Denn es fordere, das Irreversible solle umgekehrt, das Ereignis des Heimatverlustes ungeschehen gemacht werden. »Ich weiß, das Zeitgefühl des im Ressentiment Gefangenen ist verdreht, ver-rückt, wenn man will, denn es verlangt nach dem zweifach Unmöglichen, dem Rückgang ins Abgelebte und der Aufhebung dessen, was geschah.« (Améry 1977b: 111)

Auch Flusser findet Verwendung für das Wort ›absurd‹. Für ihn ist der durch den Holocaust Vertriebene wurzellos, wobei Flusser zufolge ›absurd‹ ursprünglich *bodenlos* im Sinn von *ohne Wurzel* bedeutet (vgl. Flusser 1992: 9). In der Regel bedeute das Wort ›absurd‹ dabei *bodenlos* im Sinn von *sinlos*, aber auch im Sinn von *ohne vernünftige Basis* (vgl. ebd.: 9). Damit wäre aber das scheinbar ›Sinnlose‹ in der Erzählung des Demenzkranken, das Verdrehte und Ver-rückte des Zeitgefühls, in dem sich die einzelnen Stationen seines Lebens über-, in- und durcheinander schieben, Ausdruck nicht nur für die Traumatisierung des vom Holocaust Betroffenen, sondern auch für die Boden- bzw. Wurzellosigkeit eines Lebens auf der Flucht. »Kurz, ich bin heimatlos, weil zu zahlreiche Heimaten in mir lagern«, heißt es bei Flusser (ebd.: 247), wobei sich in der Erzählung von Dische die Überzahl an Heimaten in deren Überlagerung und Überschneidung in der zeitlichen Dimension beraubten Gedächtnis des Protagonisten zeigt.

9 Vgl. hierzu auch Eigler, die zu Améry Folgendes feststellt: »Throughout the essay he grapples with the irreversibility of his expulsion from the Austrian home. Although Améry's homeland was physically accessible to him after the war, the fact that his fellow citizens participated in anti-Semitism and persecution turned the experience of expulsion into a permanent state of homelessness. This betrayal is cast here in existential terms and results in Améry's inability to restore his own cut-off story to the locale of his childhood, even decades after these traumatic events.« (Eigler 2014: 49f.)

Die Art und Weise, auf die die Erzählung des Demenzkranken Orte auswählt und miteinander verbindet, wie sie aus ihnen Sätze und Wegstrecken formt, bindet dessen Geschichte an den Begriff der Metapher zurück. Wie de Certeau erwähnt, heißen im heutigen Athen die kommunalen Verkehrsmittel *metaphorai*. Um zur Arbeit oder nach Hause zu gelangen, nehme man eine ›Metapher‹. Auch die Geschichten könnten daher diesen schönen Namen tragen, so de Certeau (1988: 215). Gleichzeitig beschreibt das Wort ›Metapher‹, das auf das altgriechische Wort für *hinübertragen* zurückgeht, eine Art Migration, und zwar die Migration von Ideen zu Bildern. Migranten, hinübergetragene Personen, sind Salman Rushdie zufolge daher metaphorische Wesen schlechthin (vgl. Rushdie 1991: 278).

Flusser erwähnt einen weiteren Punkt, der eine zusätzliche Perspektive auf die Erzählung von Dische eröffnet. Wie er schreibt, hatte der Entschluss zur Flucht aus Prag vor den Okkupanten eine »augenblicklich eintretende entsetzliche Folge. Man war für seine Eltern, Geschwister und nächsten Freunde gestorben, und sie waren für einen gestorben. Man blickte in ihre Gesichter und sah Totenmasken« (Flusser 1992: 28f.). Infolge der dadurch ausgelösten Schuldgefühle ergibt sich für Flusser die Vorstellung, nicht die Nazis, sondern man selbst habe seine Freunde und Verwandten in seinem Fluchtentschluss ermordet, um sich zu retten (ebd.: 29).

Da im weiteren Verlauf der fortgeschrittenen Demenz Schuldgefühle und allgemein eine innere Selbstreflexion zusehends abnehmen, muss die Autorin diese vom Protagonisten nach außen verlagern und als Vorwürfe durch eine Frauenstimme, vermutlich die geschiedene Ehefrau Gretel, artikulieren lassen:

»Hör mal, deine Schwester gibt es nicht mehr, merk dir das, du hast dich ihr gegenüber wie ein Schwein verhalten, du hast sie zurück nach Drohobyc geschickt, erinnerst du dich – als die Nazis kamen. Du hast nur an dich gedacht. Ein egozentrischer Künstler. Die Nazis haben deine Schwester erschossen und deine Mutter auch, und sie haben beide in einen Graben geworfen.« (DH: 42f.; Anführungszeichen im Original)

Wenn Flusser feststellt, man sei ein Gespenst unter Gespenstern gewesen, so zeigt sich dies im Gespenstischen, das der imaginierten Figur der Zescha im zerstörten Gedächtnis des Protagonisten eignet. Doch ist das Gespenstische auch dem Protagonisten keineswegs fremd, dem die Flucht in die USA, die Ehe mit Gretel und der Nobelpreis von Zeit zu Zeit als lauter Täuschungen vorkommen (DH: 44) und der Berührungen und Nähe von anderen nur schwer ertragen kann (vgl. z.B. DH: 20, 23, 42).

Die Erzählung von Dische endet mit der freudigen Feststellung des Ich-Erzählers, endlich kehre er heim, in diesem Falle in die Villa an der Donau, wo er hingehöre (DH: 45), wobei der Leser zweierlei weiß. Zum einen, dass sich der

Protagonist keineswegs darüber im Klaren ist, ob diese Villa tatsächlich in Wien oder nicht doch eher in New York oder gar Drohobyc liegt. Zum anderen, dass der Demenzkranke nicht in seine Heimat *heimkehrt*, sondern in ein *Heim* für Pflegebedürftige einziehen wird. In Frage steht letztlich keine Heimkehr, sondern ein Umzug in eine andere Wohnung.

Dieser letztlich offene Schluss kann auf zweierlei Weise verstanden werden. Zum einen mit Vilém Flusser, der in seinem nüchternen Misstrauen angesichts sämtlicher Konzeptionen von Heimat das konventionelle Verständnis auf den Kopf stellt, das den Begriff der Heimat dem der Wohnung überordnet: »Man hält die Heimat für den relativ permanenten, die Wohnung für den auswechselbaren, übersiedelbaren Standort. Das Gegenteil ist richtig: Man kann die Heimat auswechseln, oder keine haben, aber man muss immer, gleichgültig wo, wohnen.« (Flusser 1992: 260)

Wenn man aber von der freudigen Erregung ausgeht, die die scheinbare Heimkehr beim Protagonisten auslöst, kann man mit Améry zu einem anderen Ergebnis gelangen. Für diesen ist und bleibt die Heimat das Kindheits- und Jugendland (vgl. Améry 1977a: 84). Gleichzeitig bedeute echtes Heimweh für den aus ihr Vertriebenen Selbstzerstörung. Es habe in der stückweisen Demontierung der eigenen Vergangenheit bestanden, begleitet von Selbstverachtung und Hass gegen das auf diese Weise verlorene Ich. Zwar wurde die zu Feindesland gewordene Heimat vernichtet, doch gleichzeitig damit auch das Stück eigenen Lebens, das damit verbunden war:

Der mit Selbsthaß gekoppelte Heimathaß tat wehe, und der Schmerz steigerte sich aufs unerträglichste, wenn mitten in der angestrengten Arbeit der Selbstvernichtung dann und wann auch das traditionelle Heimweh aufwallte und Platz verlangte. Was zu hassen unser dringender Wunsch und unsere soziale Pflicht war, stand plötzlich vor uns und wollte ersehnt werden: ein ganz unmöglicher, neurotischer Zustand, gegen den kein psychoanalytisches Kraut gewachsen ist. (Améry 1977a: 88)

Das Leben des durch den Holocaust Vertriebenen, Traumatisierten und Wurzellosen, der im Laufe seines Lebens eine Vielzahl von Grenzen hatte überschreiten müssen, ist absurd, ver-rückt und zutiefst widersprüchlich, es ist und bleibt ohne vernünftige Basis.¹⁰ Seinen angemessenen Ausdruck findet dieses Leben in der zur Metapher werdenden sinnlosen, verworrenen und der zeitlichen Dimension

10 Auf das Widersprüchliche in den Texten von Irene Dische verweist auch Liebs: »A profound dialectical process reveals itself in her works: a frantic mobility is accompanied with an exemplary stability, moral strictness and conservatism with a surprising gentleness or empathy, a resolute abandonment of the homeland with an almost irrational allegiance to it, and a scientific interest

verlustig gegangenen Erzählung des demenzkranken Protagonisten, eines metaphorischen Wesens *par excellence*.

Literatur

- Améry, Jean (1977a): Wieviel Heimat braucht der Mensch? In: Ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart, S. 74-101.
- Ders. (1977b): Ressentiments. In: Ders.: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart, S. 102-129.
- Assmann, Aleida (2002): Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hg.): Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Wien, S. 27-45.
- Blickle, Peter (2004): Heimat. A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester/New York.
- Caruth, Cathy (1996): Unclaimed Experience. Trauma, Narrative, and History. Baltimore/London.
- Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Aus dem Franz. von Ronald Voullié. Berlin.
- Dische, Irene (2007): Der Doktor braucht ein Heim. Erzählung. Hamburg.
- Eigler, Friederike/Kugele, Jens (Hg.; 2012): Heimat. At the Intersection of Memory and Space. Berlin/Boston.
- Eigler, Friederike (2014): Heimat, Space, Narrative. Toward a Transnational Approach to Flight and Expulsion. Rochester/New York.
- Flusser, Vilém (1992): Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie. Bensheim/Düsseldorf.
- Gebhard, Gunther/Geisler, Oliver/Schröter, Steffen (2007): Heimatdenken: Konjunkturen und Konturen. Statt einer Einleitung. In: Dies. (Hg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld, S. 9-56.
- Kosta, Barbara/Kraft, Helga (2003): Introduction. In: Dies. (Hg.): Writing against Boundaries. Nationality, Ethnicity and Gender in the German-speaking Context. Amsterdam/New York, S. 1-9.
- Kurz, Alexander/Freter, Hans-Jürgen/Saxl, Susanna/Nickel, Ellen (2016²): Demenz. Das Wichtigste. Ein kompakter Ratgeber. Berlin.
- Lawson, Robert (2007): Carnivalism in Postwar Austrian- and German-Jewish Literature – Edgar Hilsenrath, Irene Dische, and Doron Rabinovici. In: seminar 43, H. 1, S. 37-48.

in knowledge with global indifference toward the world and people, especially toward oneself.« (Liebs 2003: 167)

- Liebs, Elke (2003): The Body as Exile in the Works of Irene Dische. In: Barbara Kosta/Helga Kraft (Hg.): *Writing against Boundaries. Nationality, Ethnicity and Gender in the German-speaking Context*. Amsterdam/New York, S. 167-176.
- Mecklenburg, Norbert (2003): Interkulturelle Literaturwissenschaft. In: Alois Wierlacher/Andrea Bogner (Hg.): *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart/Weimar, S. 433-439.
- Mitchell, Juliet (1998): Trauma, Recognition, and the Place of Language. In: *Diacritics* 28 H. 4, S. 121-133.
- Müller, Herta (1997): Heimat oder Der Betrug der Dinge. In: Gisela Ecker (Hg.): *Kein Land in Sicht. Heimat – weiblich?* München, S. 213-219.
- Rushdie, Salman (1991): *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*. London.
- Strümpe, Jan (2007): Irene Dische – Essay. In: Hermann Korte (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG)*. edition text + kritik. München.